Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 7 (1917)

Heft: 9

Artikel: S. Zurlinden : der Weltkrieg [Fortsetzung]

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-635013

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Hund, der Hund im Urzustande; er ist vielmehr der durch und durch verdorbene Hund, das Zerrbild des Hundes, das alle übeln Seiten der Hundenatur an sich trägt, aber nichts von den guten, so daß er hierin, da die Natur sonst nicht so häufig in Zerrbildern zeichnet, eine wirklich interessante Erscheinung bildet. Sein gesellschaftlicher Trieb ist nur scheinbar und von der Raubsucht und Mordlust bedingt. Die Wölfe gehen nur in Rudeln, um ein starkes Tier zu besiegen, wobei es einer jagt und die andern dem Opfer den Weg abzuschneiden suchen. Sie vereinzeln sich sofort nach gemachter Beute. Da sie sehr rasch verdauen, sind sie immer hungrig und gierig und trotz ihres klapperdürren Aussehens beinahe unersättlich. Nach geendigter Mahlzeit fressen sie etwas Gras wie die Hunde. Die einzige gute Eigenschaft der Wölfin ist ihre treue Sorge für die Jungen. Sie versorgt und schützt diese mit Anstrengung und Mut und kehrt von großen Märschen stets wieder zu ihnen zurück. Im Jura wurde eine säugende Wölfin getötet und wenige Tage darauf fand man in dem vier Stunden entfernten Risouxwalde die drei jungen Wölfchen verhungert.

Alle Zähmung und Zucht haftet nur auswendig an dieser unveränderlichen und unerziehbaren Natur; der bestdressierte Wolf eilt bei erster Gelegenheit in seine Wildnis und ist der alte gemeine Mörder, und die sorgsamste Pflege pflanzt nicht einen Funken von Anhänglichkeit oder Treue in das niedrige Gemüt. Dabei ist es höchst interessant, daß bei der entschiedensten gegenseitigen Antipathie Wolf und Hund doch Bastarde, und zwar fruchtbare, erzeugen. Während Buffon einen jungen Wolf und einen jungen Fleischerhund drei Jahre lang zusammengesperrt hielt, ohne daß sie sich aneinander gewöhnen wollten, und der Hund die Wölfin, die immer Händel mit ihm anfing, am Ende erwürgte, begattete sich auf der Pfaueninsel ein weißer Hühnerhund mit einer Wölfin und diese warf drei Junge, die zwischen beiden Arten abwechselnd die Mitte hielten. Auch in der Freiheit sollen solche Vermischungen vorkommen. Solche Bastarde wurden öfters mit Erfolg als Schweißhunde benutzt und haben statt des Gebelles ein widerliches Geheul. Farbenspielarten sind bei den Wölfen unserer Gebirge selten vorgekommen; doch sollen zu Geßners Zeiten im Rheintal und in Bünden ganz schwarze Wölfe häufig gewesen sein. In den Pyrenäen sind solche heute noch nicht selten; in den Ardennen hat man auch eine weiße Varietät gefunden. Der Schakal der mittlern alten Welt, der langohrige rote Wolf Brasiliens und der mexikanische Wolf stimmen, soweit die Beobachtungen reichen, in Lebensart und Naturell mit unserm Gebirgswolfe überein, von dem man jetzt nur noch selten eine Geschichte und auch diese immer mehr in mystischem Gewande zu hören bekommt.

Die Löwenzüchter.

Im Rate der Paviane predigt ein Mandrill:
„Wir brauchen Löwen wieder, kost' es was es will!
Dem allgemein Wiederkäuen zu entflieh'n,
Gibt's einen einz'gen Ausweg: Leuen müßt ihr zieh'n."
Flugs gingen sie mit einem Komitee zu Werke
Und schrieben eine Prämie aus als Preis der Stärke.
Die einzige Bestimmung war zur Konkurrenz:
Vor jedem Hundskopf leisten eine Reverenz,
Durch Grunzen seine Leueneigenschaft beweisen
Und hinten eine blaue Affenschwiele weisen.
Und als nun niemals blaue Löwen grunzten her,
Beschlossen sie: „Die Welt hat keine Leuen mehr."
Bekümmert aber meinte der Mandrill: „Was nun?
Was soll man schließlich mit dem Ehrenpreise tun?"
Kein andres Mittel zeigte sich einstweilen,
Als unter sich die Prämie billig zu verteilen.
Die ganze Affengilde kam hierbei zu Ehren,
Was will man mehr von einem Löwenpreis begehren?

Spitteler. (Aus „Gleichnisse".)

S. Zurlinden, Der Weltkrieg.

Einige Anmerkungen zu einem schweizerischen Kriegsbuche.

(Fortsetzung.)

Durchliest man das Buch, so wird man leicht den Gedanken nicht von sich weisen können, daß der Verfasser häufig, wenn er gegen den Wert des Krieges sprach, den deutschen Militarismus bekämpfte und nur einseitig orientiert sei. Die große Mehrzahl seiner Beispiele ist deutschen Büchern entnommen und wo er, wie in dem weitschichtigen, fast zweihundert Seiten fassenden Kapitel über den Militarismus spricht, da bringt er fast nur deutsche Beispiele. Das ist entschieden ein Mangel des Buches, der zugegeben werden muß, den man aber sofort aus der Lage herausbegreift. Es sind uns in der Hauptsache deutsche, englische und französische Schriften zugänglich; der Verfasser behandelt eingehend das Verhältnis des Eroberers zu der Bevölkerung des eroberten Landes. Da blieben im wesentlichen nur zwei Gebiete: Belgien, Nordfrankreich und Ostpreußen. Ueber Ostpreußen fehlen aber die russischen Berichte; sie sind zurzeit nicht aufzutreiben, so daß man fast nur auf die deutschen Berichte angewiesen ist. Hätte sich der Verfasser nur auf diese gestützt, so hätte man ihm zu recht ungerechtes Urteilen vorwerfen dürfen. Wenn er infolgedessen sich fast ausschließlich auf die belgische Invasion beschränkt, wenigstens soweit es diesen Krieg betrifft, so weiß man doch gut, daß er nicht einer feindschaftlichen Stellung gegenüber Deutschland damit Ausdruck geben wollte. Er hat im übrigen England und Frankreich nicht geschont, sondern ohne Furcht aus ihren früheren Kriegen bewiesen, daß der Militarismus überall derselbe bleibt, gestern und heute. Es geht gegen den Krieg und seine Werkzeuge, gegen den Militarismus und den Kriegsaberglauben, ganz gleich ob er nun deutsch, französisch oder englisch sei. Staatszugehörigkeit zu der einen oder andern Seite hat das Urteil nicht geschärft und nicht gemildert. Keinem zulieb und keinem zuleid; aber allen zum Heil.

Der Verfasser untersucht nur die Grundlagen der heutigen Kriege. Alles weitere sollen spätere Bände dieses Riesenwerkes bringen. Er geht gleich auf sein Ziel los und fragt sich, ob die menschliche Natur zum Kriege prädestiniert sei, ob der Krieg und die menschliche Natur untrennbar seien. Dieser Anfang mag manchen befremden. Wer gewohnt ist, den Menschen nicht nur als Schaffenden, sondern auch als etwas Gewordenes und etwas Bedingtes anzusehen, wird zweifellos zuerst die Ursachen untersuchen wollen, welche den Menschen zum Kriege geschaffen haben. Der Kriegswille vieler Menschen scheint uns logischer Ausfluß eines Systems zu sein, dem man hätte nachgehen sollen; dieses System durchdringt unsere ganze Kultur und drängt zum Kriege. Auf dem Boden einer Wirtschaftsunordnung gedeiht der Ellenbogenwille der Einzelnen, der durch Erziehung zum Kriegswillen der Völker umgeschmiedet wird. An den Anfang des Bandes hätte daher das Kapitel Imperialismus gehört, das der demokratische Verfasser erst als sechstes bringt. Imperialismus gebiert den Militarismus, dieser wiederum schafft sich durch die Staatsmaschine und durch die vollständige Imprägnierung unseres Lebens die Menschen zum Krieg um. Er macht sich den heldischen Willen, der in jedem Menschen schlummert, untertan, indem er ihm keine andern Wege zur Betätigung weist als einzig und allein den Krieg. Durch diese Anordnung wäre manches logischer, geschlossener geworden als es jetzt ist.

* * *

In sieben großen Kapiteln untersucht der Verfasser das Wesen des Krieges. Zur Natur des Menschen gehört der Kampf und die kriegerische Veranlagung. So hat man behauptet und hat diese Theorie durch Darwin und sein Zuchtwahlgesetz zu festigen gesucht. Der Krieg bringe, wie

der Kampf uns Dasein, die Auslese der Stärkern. Immer aber, wenn ein Gesetz automatisch auf das Menschenleben aus der Zoologie übertragen wurde, hat es, wie alle solche schematischen Ausgleichungen, Unheil bewirkt. Es ist ganz sicher, daß im menschlichen Zusammenleben nicht so sehr der Kampf um den Futterplatz eine Weiterentwicklung gebracht hat, sondern das Gesetz der gegenseitigen Hilfe. Es gibt hierüber kein lehrreicheres Buch als des russischen Fürsten Kropotkin Werk „Gegenseitige Hilfe". Der Verfasser zeigt da mit eindringlichem Ernst, daß hochentwickelte Tierarten untergegangen sind, weil sie nicht verstanden, sich zu organisieren, wie aber minder entwickelte durch Ausbildung ihrer Gemeinschaften blühten und emporkamen. Man braucht dabei nicht nur an die leichten Beispiele der Ameisen und Bienen zu denken. Gerade unter den hochentwickelten Raubtieren gibt es Arten, die gemeinschaftlich jagen; selbst von den Löwen erzählt man sich, gestützt auf neuzeitige Beobachtungen, die merkwürdigsten Dinge in dieser Hinsicht. Aber auch wenn man davon absieht, so ist die Vergleichung dieses grausamen Maschinenkrieges auf keinen Fall dem Gesetz der Auslese gleichzustellen. Wer wird denn heute gemordet? Die jungen, kräftigen Männer, die eigentlich eine neue Generation erzeugen können, werden ausgerottet, während alles, was irgendwie verkrüppelt ist, daheim bleiben und für Nachwuchs sorgen kann. Die philosophische Anwendung des Darwinismus auf den heutigen Krieg scheint von einem Iguanodongehirn ausgeheckt worden zu sein.

Aber ganz abgesehen von der logischen Unhaltbarkeit dieser Theorie, die dazu dienen muß, um den Raufboldwillen alter Reitergeneräle zu idealisieren, bringt Zurlinden mächtigere Zeugnisse dafür, daß der Krieg sich selbst ad absurdum geführt hat. Das sind die Stimmen der Jungen. Die wollen nichts mehr von einem Krieg wissen. Sie betrachten ihn, wenn sie einmal ruhig sind und nicht in der Maschinerie des Krieges Denken und Wollen verloren haben, als einen Gott, an den sie nicht mehr glauben. Der Mensch schafft sich seine Götter selbst, sie aber haben sich den nicht geschaffen; sie betrachten ihn als den Gott der Alten, der ihnen seltsam fremd ist. Die Zeit ist noch nicht lange hinter uns, da Väter und Söhne Gegensätze waren, wie im großen Werk des Russen Turgeniew. Es wird die Zeit kommen, und wir erleben unter den Gewittern des Kriegs ihre erste Morgenröte, da keine Brücke mehr vom Kriegsland der Alten ins Friedensland der Jungen führen wird. Sie werden sich dies Land wahren mit dem Schwert gegen jeden Friedensstörer.

Schon der Krieg als Entwicklungsfaktor ist ein Kriegsaberglaube. Es gibt deren mehr, und Zurlinden kann auf eine hübsche Zahl aus diesem Aberglaubengebiet hinweisen; sie wird uns in einigen Jahren so seltsam vorkommen, wie dem Mediziner heute die Volksmedizin der Schärmauser. Der Krieg als Erzieher lehre die Menschen wieder idealistisch denken und den Materialismus verachten. Man könnte bei diesem dreijährigen Krieg auf Goethe hinweisen: „Begeisterung ist keine Heringsware, die man einpöckelt für einige Jahre." Und tatsächlich erträgt eine so lange Hochglut der Begeisterung kein Mensch, geschweige denn ein Volk. Aber es ist schwer, heute, wo nur die rohe und die kalte List, die schlaue Berechnung herrschen und wo fromme Geduld, Edelmut und Größe nur Dinge sind, die man den dummen Völkern zumutet, heute, wo wir so viel Tote haben, daß, gönnte man jedem Toten nur einen armen Meter Platz für sein Grab, eine Gräberreihe entstehen müßte, die von der äußersten Spitze Spaniens hindurchreichen müßte durch ganz Spanien, Frankreich, Deutschland, Rußland und noch zweitausend Kilometer nach Sibirien hinein: heute lohnt es sich wirklich nicht mehr, von der erzieherischen Kraft des Krieges zu reden. Wer draußen gewesen ist in den Schützengräben, der redet nicht viel mehr vom Heldentum, der überläßt das Reden von der Erziehung zur Männlichkeit Leuten, wie der Stubenhocker Hofrat Vierordt in Karlsruhe einer ist. Wie Krieg und Charakter sich zueinander verhalten, das zeigt Paul Ilg in einem kleinen Beispiel. Er befand sich in einer Berliner Wirtschaft, als ein Alkoholiker, der wohl auf Freibier hoffte, hereinstürmte und rief: „Meine Herren! Soeben hat Seine Majestät durch einen Leutnant unter den Linden verkünden lassen, daß die Festung Belfort gefallen ist." Großer patriotischer Jubel, Händeschütteln, Zutrinken, Kaiserhymne. Ilg traut der Botschaft nicht und bleibt sitzen. Aber schon schreien mich einige Patrioten an: „Aufstehen! Ausländer raus!" Widerstand wäre Selbstmord, gefährlicher noch, als wenn ich in einer eidgenössischen Festhütte ausrufen würde: „Euren Helden Winkelried hat es nie gegeben!" Zähneknirschend beug' ich mich unter das kaudinische Joch der blöden Hurraschreier und erteile mir für künftige Fälle die treffliche Lehre, die Tell seinem Sohne gibt: Was kümmert uns der Hut, komm, laß uns gehn!"

Zum Kriegsaberglauben gehört ja schließlich auch der Glaube an die Zahl, der selbst in Deutschland, das alles so sehr auf Qualität gerichtet zu haben glaubt, in den Gedanken lebt, die etwa Treitschke äußert und die zu Anfang des Kriegs von vielen Deutschen, aber auch von Schweizern, die deutsches Brot aßen und sich jenseits des Rheins geborgen glaubten, äußerten, als man sagte, daß das Leben der Kleinstaaten erbärmlich sei und keinen Boden für große Männer und große Taten biete. Damit hat man ja von seiten Karl Busses Karl Spitteler zu „erledigen" geglaubt. damit möchte man uns bevormunden, weil wir so wenig weitblickenden Geist bewiesen haben. Es wird sich schließlich aber noch zu erweisen haben, welcher Geist für die Zukunft wichtiger sei, der Goethegeist des kleinstaatlichen Weimar, allwo Verstehen für die andern herrschte, oder der Geist des großstaatlichen Preußen, das Bismarck und seine Philosophen Treitschke, Bernhardi, Norbach gebar, der Geist der kleinen Schweiz, die mit weitem Blick gleichdenkende Völker verschiedener Rasse und verschiedener Zunge zu gemeinsamer Arbeit zu einen sucht, sucht allerdings, oder der Geist der Großstaaten, der für völkische und staatliche Minderheiten nichts kennt als Unterdrückung und Knechtung. Der Gegensatz, der zwischen diesen beiden Prinzipien liegt, dem Prinzip der gegenseitigen Hilfe und der Organisation der Welt und dem der Herrschaft und Unterdrückung und der Diktatur, dem der Selbstbestimmung und der Autorität, kann gar nicht genug herausgearbeitet werden; das führt denn Zurlinden zu seinem Kapitel über das Autoritätsprinzip.

Gäng mueß es Früelig sy!

'S het um mis Hüttli g'chuttet
Und grüeft und Lärme g'macht,
A Tür und Fänster g'hoschet
Spät i der fyst're Nacht.

Da möcht' g'wüß öpper yne,
Mueß luege, wär es isch,
Und isch's en arme Züttel,
De chunnt er a mi Tisch.

I düßele zum Fänster
Und güggele dür e Spalt:
Da steit voll Biecht, Yschzäpfe
Der Winter. — Hu, wie chalt!

Los, Kärli, chasch di stryche;
Di la-n-i g'wüß nit y;
Vowäge-n-i mim Hüttli
Da mueß gäng Früelig sy!

Jakob Bürki.

Nachdruck aller Beiträge verboten.